

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 36 (1931-1932)
Heft: 13

Artikel: Frauengestalten in Goethes "Wilhelm Meister"
Autor: Spörri, Gertrud
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-312593>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frauengestalten in Goethes „Wilhelm Meister“.

Mariane lebt mit der alten Barbara, die kleine Schauspielerin ist etwas lächerlich, die Bühne und das Erlebnis der Menschen fesselt ihre Sorgfalt mehr. Die vorsorgliche Barbara hat ihr den reichen Norbert zugeführt. Aber Mariane liebt ihn nicht. Ihr Herz gehört Wilhelm Meister, den sie schauspielend für die Kunst begeistert und dessen menschliche Zuneigung sie als Künstlerin geweckt hat. Die beiden Liebenden durchbrechen die Schranken gesellschaftlicher Sitten — bis ein Missverständnis ihn von ihr trennt. Durch das Leid verklärt sich das Bild der ersten innerlich reinen Liebe in Wilhelm wie in Mariane als unantastbares Heiligtum ihrer Herzen. Sie sehen sich nie wieder. Mariane stirbt vom Schmerz erschüttert nach der Geburt des Kindes, das sie Felix — das ist « Glück », nennt.

Barbara übergibt nach vielen Jahren den Knaben dem ahnungslosen erschütterten Vater. Sie ist keine Intrigantin, wie er meint. Ihre Derbheit verbirgt nur die treu ergebene Magd in den Schein eines zunächst kurzsichtigen, naiven Egoismus.

Barbara hatte Felix lange Jahre *Aurelie* anvertraut. Auch *Aurelie* übt die Bühnenkunst. Die feurige, leidenschaftlich hinreissende, reife Schauspielerin kennt die Abgründe des Menschlichen, das Mann und Frau im Banne hält. Von den vielen Männern, die sie erfahren, hat sie sich dann das Bild des Einen als vollendetes Ideal in die Erinnerung eingeprägt, trotzdem er sie verlassen hat. Die unerfüllt gebliebene Liebe verbrennt sie. Man weiss nicht, ob Seelenglut oder ein Fieber ihr die letzte Lebenskraft verzehrte.

Wilhelm wird ihr Vertrauter. Sein Mitgefühl für die Aermste treibt ihn, dem Treulosen zu sagen, was sie gelitten. Vielleicht dachte er dabei Marianens, die durch ihn dieselben Schmerzen gekostet hat.

Mariane, die Schuldlose, Barbara, die treue Magd, *Aurelie*, die schmerzvoll Enttäuschte, haben Wilhelms Seele tief berührt.

Wie leichtfertig tänzelt daneben *Philine* durch die Welt. Diese Verführerin, diese « wahre Eva », die « kleine Heuchlerin ». Eine grenzenlos Liebende, die mit dem Leben spielt, wie ein Kind, den Gefahren entrinnt, als sei sie behütet, über Abgründen wegschwebt mit einem beschwingten koketten Lächeln. Den Vorsichtigen überlistet sie, den Beschwerten erleichtert sie, den Leichtsinnigen eignet sie sich zu. Ueberall ist sie und doch nirgends ganz, flatterhaft wie ein Falter, offen wie eine Blume, auch anschmiegend und schmiegsam. Und wenn ihre Liebe keine Gegenliebe findet, verhilft sie selbstlos kupplerisch dem Freund zur Erfüllung seines eigenen Wunsches.

Ihr Leben gleicht dem Wellenspiel eines flachen Sees. *Aurelie* hasst diese *Philine*, die keine Tiefe kennt, weil sie nie die Höhe innerlichen Glückes erreichte und deshalb nie in die Finsternis der Enttäuschung gestürzt ist. Der meergründige, wuchtige Wellenschlag des Schicksals ist ihr fremd geblieben.

Aber immer neu überrascht ihre unerschöpfliche Phantasie. Selbst der Verächter dieser Seelenart lächelt, wenn er hört, wie sie mit ihrem Getreuen die Bücher der Bibliothek des Schlosses auf dem Tische schichtet, wie einer abwechselnd dem andern aus den aufgestapelten Werken nach dem Rhythmus einer alten verdorbenen Sanduhr liest, um sich zu bilden.

Nach der Bekanntschaft mit Mariane, Barbara, *Philine* und *Aurelie* weiss jeder, dass keine dieser Frauen der andern Vorbild sein kann. Jede ist sich

ganz, und nur so lebt sie wahrhaftig in ihren Wandlungen ihr ureigenstes Charakterbild. Bald bemerkt der Leser den Reichtum dieser Frauengestalten. Er trägt in sich sein eigenes Idealbild. Es ist einseitig und spiegelt nur seinen begrenzten menschlichen Horizont. Goethe hat sich sein Bild der Frau am Leben abgelesen. Wilhelm Meister ist ein Lebensbuch. Aber das Leben lässt sich durch keinen einzelnen Menschen verengen, sondern unser Gesichtskreis hat sich am Lebensreichtum zu weiten.

Diese Frauen regen uns an, beginnen an uns zu bilden, wie das Leben. Wir bemerken, dass wir lesend liebevoller, gütiger, gerechter werden in unserem Urteil über Menschen. Frauen urteilen meist hart über andere Frauen. Sie neiden sich gegenseitig unbewusst die Tugend, den Beruf, den Mann, das Glück. Sie gestehen sich aber nicht gern diese geheime Selbstgerechtigkeit zu, mit der sie sich über die andere erheben.

Sie rühmen sich Liebende zu sein und werden vom Mann als solche verehrt.

Die Frauen um Wilhelm Meister sind alle Liebende — dennoch jede so anders. Und sie machen uns unsere eigene, vielseitige Liebesbegabung bewusst.

« Nur wer die Sehnsucht kennt, weiss, was ich leide ! »

Mignon singt ihr Leid und ihre Sehnsucht. Der Seiltänzer schlug das störische Kind, da nahm Wilhelm es zu sich — wurde ihm « Vater ». Wer löst das Rätsel dieser alles beherrschenden, nie versiegenden, erschütternden, machtvollen Sehnsucht dieses Kindes ? Wer verschloss ihm die kaum sprechenden Lippen mit so unlösbaren Siegeln ? Wer wagte die Unerwachte mit solcher Schwermut zu belasten ?

Wie ist sie dem « Vater » ergeben ! Dienen will das Mädchen, das in Knabenkleidern geht.

« Kennst du das Land . . . ? »

Mignon besingt den Süden, sie träumt von der Wärme des heimatlichen Mittags.

Dies leibgewordene Bild rätselvoller Sehnsucht ergreift unser tiefstes Mitgefühl. Die jugendliche Reife steigert diese Sehnsucht noch mehr. Sie gilt der verlorenen Heimat, dem Beschützer, dem unbekannten Leben und der Ewigkeit. Sind denn auch wir so heimatlose Seelen, dass wir dies Kind so lieben müssen ?

Wo Leid die Unschuld des Kindes umdüstert, leiden wir mit ihm.

Mignon erweckt unser Mitleid, ruft unsere Selbstlosigkeit wach im Blick auf die Leidenden, die Ehrfurcht vor dem Schicksalsrätsel. Als wir die traurige Geschichte seiner Eltern erfahren, wie die Mutter zur Heiligen, der Vater in den Wahnsinn getrieben, sie — das Geschwisterkind — geraubt wird, verstummt auch unser Mund, weil *Mignons* Sehnsucht nach Erlösung vom Leid uns erfüllt.

Alle diese Seelen erscheinen wie verzaubert in den Bannkreis weiblicher Eigenarten, alle sind Liebende, einem innern Triebe folgend, wahr, echt, ihrer Natur getreu, aber ohne Ueberschau über sich, sich selbst unbewusst ihr « Frausein leidend ».

Auch *Frau Melina* gehört zu ihnen. Ein merkwürdiger verbindlicher Zufall hat Wilhelm die Bekanntschaft des Ehepaars Melina zugeführt. Nicht nur Dankbarkeit verbindet die junge Frau dem Gönner, der ihnen in zwiefacher Not zu Hilfe gekommen war. Sie wirbt um seine Gunst. *Frau Melina* tritt wenig hervor, obwohl sie immer gegenwärtig ist. Eine einsame Natur, etwas

aufdringlich, schwerfällig, wenig beachtet, etwas auflauernd, zu Wilhelm aufmerksam, ohne sonderliche Begabung, lebt sie, durch ihr totgeborenes Kind unerfüllt, ihr Frauenschicksal. Ihre Neigung zu Wilhelm verrät wohl, dass diese mütterliche Frau eine verborgene Sehnsucht nährt.

Die *Baronesse* aus dem Schloss zählt auch zu dieser Frauenart. « Kein Mann, kein Jüngling, kein Knabe ist vor ihr sicher. » Jeden führt sie in ihren Garten, einer Zauberin gleich, deren Gegenwart jeden Augenblick zum lockenden Frühling macht. Immer weiss sie Rat. Wer vom Grafen etwas erreichen will, der wird sich nicht umsonst an sie wenden. Ihre List und Tücke wagt manches verwegene Spiel mit dem Leben. Doch ihr Spiel wird anderer Geschick. Sie selbst hat das Glück.

Die *Gräfin* enthebt sich diesem weiblichen, natürlich verzauberten Bann. Es regt sich auch in ihrem Herzen eine ernste Zuneigung zu Wilhelm. Er fühlt zu ihr, wie sie zu ihm. Nur einen Augenblick überfällt sie die Kraft ihrer Empfindung. Aber es erhellt ein Schimmer erwachter Besonnenheit die Erinnerung, die jeder vom andern bewahrt. Der Glanz eines Idealischen, Edlen, mischt sich in das Natürliche. Ein Geistiges, das bei allen andern verschleiert, verhüllt geblieben ist, bildet die Seelengestaltung dieser beiden Menschen.

Dann wandelt sich das Bild des Weiblichen um Wilhelm Meister zum Land der « schönen Seele ».

Die « *schöne Seele* » lernte durch Krankheit auf das Unscheinbare horchen. Sie geht durch das Jugenderlebnis erster Liebe hindurch einen innern deutlichen Weg. Die Seele kannte Gott, verliert ihn, findet sein Bild wie im Erwachen zum eigenen Menschtum neu : « Endlich glaubte ich bei einem Schimmer zu sehen, dass das, was ich suchte, in der Menschwerdung des ewigen Wortes, durch das alles und auch wir erschaffen sind, zu suchen sei. »

So weit befreit sich diese Seele vom Bann des irdischen Leibes, dass sie « ohne des Körpers Gesellschaft » zu denken meint, ihn abstreift wie ein Kleid und angesichts alles Vergangenen, alles Zukünftigen am Durchbruch zum Ewigen zu sich sagen kann : « Ich bin. »

Die « *schöne Seele* » bleibt nicht Abbild nur ihrer eigenen Gattung. Sobald der Geist der Persönlichkeit erwacht, findet das weiblich Seelenhafte im Bewusstsein des durchgöttlichten « Ich bin » seinen Mittelpunkt. Solange die Seele im Zauberarten der Natürlichkeit weilt, verströmt sie sich dort selbst ins Grenzenlose wie der Blumenduft. Als Persönlichkeit erst gibt sich die Seele den Halt, Mass, Ziel und innere Fülle. Das ist der Durchbruch und die Wandlung.

« Da ich Gott mit solcher Gewissheit im Herzen trug, wie gern sah ich ihn nunmehr auch in der Natur ! » Entzaubert von der Macht leiblicher Empfindung gibt sich die « *schöne Seele* » aus starkem Geist gern neu dem Natürlichen hin und verklärt die Sinnlichkeit durch innerlichen Gehalt. Als gäbe diese bewusste Besonnenheit dem Leben einen sonnenhaften, erlösenden Glanz.

Jetzt verstehen wir, warum Lothar Aurelie verliess. Denn in *Therese* strahlte ihm jene Besonnenheit aus der Frau, die ihr Leben nicht aus dem dunkel feurigen Triebe, sondern aus dem innern Ideal gestaltet. Aurelie hätte seinen Atem immer in höchster Spannung gehalten. Thereses Nähe, « die Nähe eines so ganz klaren menschlichen Wesens » hingegen, muss für ihn eine Wonne, eine wahre Wohltat des Geschickes sein.

Jetzt verstehen wir auch, warum Wilhelm so nachhaltig beeindruckt worden ist von jener flüchtigen « *Amazone* ». Seitdem er sie gesehen, hat er immer

nur auf eine neue Begegnung mit ihr hoffen müssen. In *Natalie* fand er sie endlich wieder.

Sie ist eine Nichte der « schönen Seele », die diesen Namen noch mehr verdient als ihre edle Vorgängerin. « Eine Erscheinung, an der die Menschheit sich freut. » Vernunft und innerer Trieb bilden in dieser Seele keinen Gegensatz. Der Trieb des Geistes hat den Trieb der Natur völlig so weit zu sich verwandelt, dass ihre Seele das innere Werdegesetz der Welt erspürt. Man kann « sie bei Leibesleben selig preisen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht und braucht ».

Was sagen wir nun den Mädchen, denen wir aus dem wirklichen Leben sprechen sollen ?

An uns möchten sie ablesen, worauf es ankommt für den Menschen und für die Frau. Noch fühlen sie alle Möglichkeiten in sich und sie suchen im Erwachsenen — vielleicht in der Lehrerin — ihr Ideal. Wir aber vermögen uns noch nicht völlig zum Bild der « schönen Seele » zu wandeln, für die wir ihre Begeisterung und Verehrung wecken möchten. So wenig wie uns selbst wird ihnen sogleich diese harmonisierte Hoheit erreichbar sein. Sie werden, wie wir, durch viele Wandlungen gehen müssen. Waren wir nicht selbst vorübergehend einer Philine ähnlich oder einer Frau Melina, enttäuscht wie Aurelie, eine dienende Barbara, überschüttet von Sehnsucht aus Mignons Bereich ? Oder fühlten wir uns Mariane verwandt oder der Gräfin ? Sind sie nicht alle in uns, so dass wir einer jeden hätten ähnlich werden können, wenn uns nicht *unser* persönlichstes Schicksal zu dem gemacht, was wir nun sind ?

Mitten unter diesen Seelenbildern steht die eine, « die schöne Seele », in der Kraft des Gott-in-mir, des ewigen « Ich bin ».

Die umfassende Seelenverwandtschaft unserer Weiblichkeit zu allen diesen Frauen gibt uns die Weite, die die Schülerin von der Lehrerin erwartet, weil die Jugendliche sich nach allen Seiten offen sieht.

Natalie erzieht auch Mädchen. Dabei erscheint ihr « nötig, gewisse Gesetze auszusprechen und den Kindern einzuschärfen, die dem Leben einen gewissen Halt geben ». Sie meint zu sehen, wie in der Menschen « Natur immer eine Lücke bleibt, die nur durch ein entschieden ausgesprochenes Gesetz ausgefüllt werden kann ».

Es geht darum, dass wir das Naturhafte in uns durchgeistigen, in dem wir unsere Seele mit geistigem Inhalt erfüllen. *Dass wir uns wandeln*, einer « schönen Seele » gleich, das mag in die « Lücke der Natur » als innerster Wille eindringen.

Gertrud Spörri.

Musik und Bewegung.

Die Begleitung in der Gymnastik.

Von *Rudolf Bode*, Berlin.

Mit dem Anwachsen des Interesses für eine organische Bewegungslehre hat sich zwangsläufig eingestellt das Bedürfnis, jenen uralten Brückenbogen wieder neu zu schlagen, welcher körperliche Bewegung und klangliches Geschehen miteinander verbindet. Bei allen Völkern und zu allen Zeiten finden wir Tanz und Musik, Arbeitsbewegung und Lied in engster Gemeinschaft. Ueberall können wir beobachten, dass dort, wo Tanz und Lied noch in ursprünglicher Kraft vorhanden sind, auch das körperliche Bewegungsleben noch